

Der Beitrag der nicht-geweihten Frauen und Männer von heute zur synodalen Kirche von morgen

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

zunächst möchte ich Ihnen herzlich danken für die Einladung, hier heute zu Ihnen zu sprechen. Es ist mir eine Freude und eine große Ehre zugleich. Eine Freude, weil ich auf vielfältige berufliche und private Weise mit Ihrem Land verbunden bin.

Eine besondere Ehre ist mir Ihre Einladung, weil mir zunächst spontan der Gedanke kam: Wer bin denn ich, eine deutsche Ordensfrau aus der Benediktinerinnenabtei St. Hildegard, dass ich Ihnen etwas zu sagen haben könnte. Sind Sie nicht schon lange eine starke kirchliche Solidargemeinschaft, eine anerkannte Gesprächspartnerin im Dialog mit der Bischofskonferenz und eine Brückenbauerin zwischen staats-kirchenrechtlichen und pastoralen, zwischen kirchlichen und gesellschaftlichen Themenfeldern? Kurzum also eine prägende Kraft Ihres Landes und über die Grenzen Ihres Landes hinaus?

Wenn ich es also nun dennoch wage, einige Gedanken mit Ihnen zu teilen, dann im Wissen um meinen begrenzten deutschen Blickwinkel und in der Hoffnung, dass vielleicht ein paar meiner Erfahrungen und Hoffnungen Anregung sein können auf Ihrem Weg.

Ich möchte mit meinem Ordensvater, dem heiligen Benedikt von Nursia, beginnen. Denn Benedikt ist nicht nur ein großer Lehrmeister des klösterlichen Lebens, sondern auch ein wichtiger Wegweiser zu echter Synodalität.

Synodalität ist bekanntermaßen ja kein bloßes Struktur- oder Ordnungsprinzip, keine nur äußere Organisation, sondern eine innere Haltung, ein Habitus, der wachsen und reifen muss und unser ganzes Denken und Handeln prägen will. Das setzt Grundhaltungen voraus. Die wichtigste benennt der heilige Benedikt gleich zweimal in seiner Regel so: „Der Liebe zu Christus nichts vorziehen“ (RB 4,21 und RB 72, 11). Das gilt für Laien und Kleriker, für Männer und Frauen, ist also *das* verbindende Fundament, auf dem wir gemeinsam unterwegs sind.

Wer der Liebe zu Christus nichts vorzieht und eine lebendige Gottesbeziehung lebt, dem geht es nicht um Macht und Einfluss, um Karriere und Fortkommen, um Selbstverwirklichung und Selbstdarstellung. Dem geht es um das Reich Gottes, das schon hier auf Erden anfanghaft verwirklicht werden will. Synodale Menschen, so würde Benedikt wohl sagen, sind gleichermaßen betende und

handelnde Menschen, die Gott erfahren haben und die diese Erfahrung weiterschicken möchten. Das erste Wort der Benediktsregel heißt „Höre“. Hören ist die Grundvoraussetzung allen geistlichen Lebens und Tuns. Ohne dass wir gemeinsam auf Gottes Wort, auf seinen Geist, und aufeinander hören, kann Synodalität nicht gelingen.

Wir Deutsche üben uns seit zwei Jahren in eine neue Kultur der Synodalität ein. Weithin ist dies aus meiner Sicht bisher auch gelungen: Ein respektvolles Miteinander von Laien, Priestern und Bischöfen, von Frauen und Männern, von Älteren und Jungen – getragen von der gemeinsamen Sorge um die Zukunft von Glaube und Kirche und von dem Wissen um die Notwendigkeit geistlicher Erneuerung und von Reformen.

„Wir haben verstanden“ war und ist denn auch der nicht mehr verhüllende Ruf unseres Synodalen Weges. Ja, wir haben verstanden, dass Teilung von Macht und Partizipation aller Getauften nicht länger ein Fremdwort in unserer Kirche sein dürfen; dass das patriarchale, hierarchisch-klerikale System aufgebrochen werden muss; dass die Priesterausbildung reformiert, die Verpflichtung zum Zölibat gelockert werden muss; dass die Sexualmoral der Kirche neu formuliert werden muss. Und wir haben verstanden, dass die Frauen in der Kirche nicht länger ausgegrenzt werden dürfen, dass ihre Berufungen ernstgenommen und ihnen der Weg zu den Weiheämtern nicht länger verschlossen bleiben darf. Für all diese Themen sind inzwischen wegweisende Texte erarbeitet und zum Teil auch schon mit deutlichen Mehrheiten verabschiedet worden.

Allerdings – auch das möchte ich hier ganz offen ansprechen – nehme ich auch, je länger der Synodale Weg dauert – verstärkt alte und neue Ängste wahr, die das gemeinsame Hören auf den Geist und das beherzte Weitergehen gefährden. Manche haben Angst, ihre vermeintlichen Sicherheiten zu verlieren, ihren ererbten Glauben, der sie gehalten hat. Einige wenige sind so von Angst besetzt, dass sie immer öfter zu zweifelhaften Methoden greifen, um den Synodalen Weg zu desavouieren und zu blockieren.

Die überwiegende Mehrheit dagegen hat Angst vor Stagnation und vor bleibender Erstarrung. Davor, die Zeichen der Zeit zu übersehen und den Glaubenssinn der Gläubigen nicht ernst genug zu nehmen. Angst vielleicht auch davor, den eigenen Zweifeln an der Kirche zu erliegen. Kurzum: Einige haben Angst vor zu viel Veränderung, andere haben Angst vor zu wenig Veränderung.

Angst, das wissen wir alle, ist immer ein schlechter Ratgeber. Sie kann aber auch sehr produktiv und innovativ sein, wenn sie bewusst wahrgenommen, offen ausgesprochen und miteinander geteilt wird. So ist es mit der allen

gemeinsamen Angst vor dem Scheitern des Synodalen Weges. Der Angst, den Opfern sexualisierter Gewalt nicht gerecht zu werden. Der Angst, zu wenige und zu wenig nachhaltige Konsequenzen aus den Missbrauchsgutachten zu ziehen. Und schließlich auch der Angst, die Erwartungen und Hoffnungen so vieler Gläubiger auf Erneuerung zu enttäuschen.

Zu viele Menschen aus dem innersten Kern der Gemeinden haben in Deutschland unserer Kirche bereits den Rücken gekehrt, haben resigniert und sind dabei - übrigens bisher gänzlich unbemerkt von der Kirchenhierarchie - an parallelen Strukturen, an Basisbewegungen zu bauen, um ihren Glauben ohne Kirche zu bewahren, ihn miteinander zu teilen und gemeinsam zu feiern.

Ob wir uns unmerklich den ersten christlichen Gemeinden der Urkirche wieder annähern? Vielleicht braucht es ja den Zusammenbruch der volkshierarchischen Strukturen, die Implosion des hierarchisch-klerikalen Systems. Vielleicht braucht es Brüche, zuweilen auch Grenzüberschreitungen und pastoralen Ungehorsam, um Neuanfänge zu ermöglichen. Ich denke, es braucht vor allem das, was wir heute gern mit dem Begriff Empowerment umschreiben. Selbstermächtigung der Nicht-Geweihten, die sich ihrer Würde als Getaufte und Gefirmte und damit als den Geist tragende Menschen immer stärker bewusstwerden, die Visionen haben und nicht länger bereit sind, fraglos denjenigen zu folgen, die ohne ihre Mitsprache als Hirten eingesetzt sind.

Wenn wir ehrlich sind, meine Damen und Herren, ist es nicht so, dass solche Akte der Selbstermächtigung oft sogar die entscheidenden Initialzündungen für Veränderungsprozesse in unserer Kirche waren und sind? Für uns in Deutschland jedenfalls kann ich das bezeugen: Ohne die Männer und Frauen, die seit 2010 die Angst verloren, ihr Schweigen überwandern und offen über ihre Missbrauchserfahrungen berichtet haben, wären niemals Gutachten in Auftrag gegeben worden, gäbe es nicht in 16 von 27 deutschen Diözesen inzwischen unabhängige Aufarbeitungskommissionen, wären die systemischen Ursachen des Missbrauchs bis heute nicht aufgedeckt und wäre schon gar kein Reformprozess in Gang gekommen.

Ohne das unermüdliche jahrzehntelange Engagement so vieler Frauen und der katholischen Frauenverbände wäre das Thema „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“ wohl niemals auf die Agenda des Synodalen Weges gekommen. Ohne das Coming-Out vieler Frauen, die sich zum Diakoninnen- und Priesterinnenamt berufen wissen, gäbe es bis heute kein wachsendes Bewusstsein dafür, dass der Ausschluss der Frauen von den Weiheämtern

ungerecht und diskriminierend ist. Ein drittes Beispiel: Ohne die Bewegung „#Out in church“, mit der sich queere Menschen in der Kirche zu ihrer sexuellen und geschlechtlichen Identität öffentlich bekannten, gäbe es heute keine Diskussion um Anti-Diskriminierungsgesetze in der Kirche und um eine Neuformulierung des kirchlichen Arbeitsrechtes.

Mit anderen Worten: Nährboden für Neues war und ist in vielen Fällen die Entschiedenheit und der Mut der Nicht-Geweihten, das Zusammenstehen der Betroffenen, die Überwindung des Schweigens, der solidarische Einsatz von Menschen, denen ihr Glaube und ihre Kirche zuinnerst am Herzen liegen und die sich gerade deshalb für deren Erneuerung einsetzen.

Es bleibt festzustellen: Hätten Päpste und Bischöfe von Anfang an Opfer-statt Täterschutz betrieben und wäre die Missbrauchsaufarbeitung proaktiv aus dem Innern der Kirche statt durch Druck von außen geschehen, wäre unsere Kirche weitaus überzeugender. Und: würde es nicht unsere Glaubwürdigkeit erheblich stärken, wenn wir international und global gesehen in der Frauenfrage eine Vorreiterrolle einnehmen, anstatt – wie so oft in der Geschichte – nur den gesellschaftlichen Entwicklungen hinterherzulaufen?

Und: Wissen wir nicht schon lange, dass neben den Frauen auch viele andere Menschen in unserer Kirche ausgegrenzt, diskriminiert und von den Sakramenten, die doch Zeichen des Heils und der Nähe und Liebe Gottes sein sollen, ausgeschlossen werden nur - weil sie sind, wie sie sind? Ja, wir wissen es schon lange. Und doch brauchte es erst des mutigen Engagements der nichtgeweihten Laien, um die Kirche in Bewegung zu bringen.

Doris Reisinger hat vor zwei Monaten in Zürich bitter resümiert: *„Ich habe jegliches Vertrauen in und jegliche Erwartung an die katholische Kirche verloren. Ich habe ... eine Illusion verloren, an der so viele andere immer noch festhalten.“*

Ich möchte ihr trotz allem Verständnis für die Enttäuschung der von Missbrauch Betroffenen widersprechen und mir die Kraft der Hoffnung nicht nehmen lassen. Mir macht der ungeheure Einsatz so vieler engagierter Menschen Mut. Mut, dass Bewusstsein sich wandeln kann; Mut, dass es - wenn auch oft nur unter Duck - Bereitschaft zur Veränderung gibt; Mut auch, dass es sich zu kämpfen lohnt für die Botschaft Jesu.

Verehrte Damen und Herren, ich frage mich, ob Ihnen wohl bewusst ist, wie sehr wir Deutsche oft mit neidvollem Auge auf die Kirche in der Schweiz schauen? Hier bei Ihnen ist mancherorts einiges, gar vieles möglich, wovon wir

nur träumen: Frauen leiten Gemeinden, spenden die Taufe und - auch ohne offizielle Erlaubnis, gleichwohl aber mit stiller Billigung mancher Bischöfe, wie ich höre, - das Sakrament der Krankensalbung. Frauen predigen, halten sonntags Wortgottesfeiern und stehen ganz natürlich zusammen mit Priestern am Altar. Auch wenn dies alles noch Ausnahmeregelungen sind, denen irgendwann hoffentlich grundsätzliche Änderungen folgen, so sind wir in Deutschland davon noch weit entfernt.

Und dann darf ich auch Ihr bei uns so viel zitiertes „duale System“ nicht vergessen, in dem die staatskirchenrechtliche und die pastorale Seite voneinander getrennt sind, die Aufgaben im kirchlichen Leben geteilt werden und die Nichtgeweihten - zumindest was die Finanzen und die Verwaltung betrifft - weitgehende Autonomie und Entscheidungsbefugnis haben. Eine solche Trennung kennen wir in Deutschland nicht. Bei uns konzentriert sich die Macht nach wie vor fast ausschließlich in den Händen der geweihten Amtsträger, der Bischöfe und Priester, die zwar einerseits unter der Last ihrer vielen Aufgaben immer stärker leiden, sich aber andererseits enorm schwertun, ihre Macht zu teilen oder gar loszulassen. Nicht umsonst ist deshalb eines der wichtigsten Themen auf unserem Synodalen Weg das der „Macht und Gewaltenteilung“.

Freilich würden wir Gewaltenteilung und Teilhabe gerne umfassender verstehen und die gemeinsame Verantwortung und Gestaltungsmacht von Klerikern und Laien auf *alle* Gebiete des kirchlichen Lebens ausdehnen.

Hier in der Schweiz höre ich bisweilen aus dem Mund von Klerikern das Diktum: „Die Laien sind bei uns nur für die Finanzen zuständig, nicht für die Pastoral.“ Umgekehrt höre ich von engagierten Nicht-Geweihten - Theolog*innen und Nicht-Theolog*innen -, dass diese Form der Gewaltenteilung durchaus auch zu Reibungen führen und die Hierarchie zwischen Pastoral und Finanzverwaltung, zwischen Geweihten und Nicht-Geweihten, auch verstärken kann. Dem entnehme ich, dass Frauen und Männer sich in ihren geistlichen Kompetenzen manchmal nicht genügend wahrgenommen fühlen und sich auch in pastoralen Fragen mehr Teilhabe und Mitentscheidungsmöglichkeiten wünschen würden.

Als Benediktinerin kann ich die ein wenig gemischten Gefühle gegenüber dem dualen System und die Bemühungen um eine Erweiterung seiner Grenzen durchaus verstehen. Denn in unseren Klöstern ist ein ganzheitliches Verständnis von Synodalität seit Jahrhunderten guter Brauch. Für Benedikt ist es nicht nur grundlegend, dass die Oberen von allen Mitgliedern der Konvente gewählt werden und dass ihre Amtszeiten begrenzt sind, sondern dass *alle* wichtigen Entscheidungen, die das Wohl der gesamten Gemeinschaft

betreffen, von der Gemeinschaft *als Ganzes* getroffen werden. Im Kapitel 3 der Benediktsregel heißt es: „Sooft etwas Wichtiges im Kloster zu behandeln ist, soll der Abt die ganze Gemeinschaft zusammenrufen und selbst darlegen, worum es geht. Er soll den Rat der Brüder anhören und dann mit sich selbst zu Rate gehen ... Dass aber alle zur Beratung zu rufen seien, haben wir deshalb gesagt, weil der Herr oft einem Jüngeren offenbart, was das Bessere ist.“

Wichtig ist hier, dass keine Frage von der synodalen Beratung ausgeschlossen wird, dass alles gemeinsam erörtert und entschieden wird und dass am Ende zwar Einmütigkeit, aber nicht Einheitlichkeit besteht. Ebenso wichtig ist auch, dass niemand von der Beratung ausgeschlossen wird. Der synodale Prozess in der Gemeinschaft muss ernsthaft bemüht sein, die Stimmen aller zu hören. Dazu gehören auch diejenigen, die normalerweise nicht gehört würden: die Jungen z.B., die theologisch weniger oder vielleicht gar nicht Gebildeten, die an den Rand Gedrängten aller Art. Jedem Mitglied der Gemeinschaft wird in gleicher Weise die Geistkraft Gottes zugesprochen.

In dem sog. Orientierungstext, der die theologischen Grundlagen des deutschen Synodalen Weges beschreibt und der bereits mit Zweidrittelmehrheit der Delegierten und auch der 70 Bischöfe endgültig verabschiedet wurde, heißt es: „Zu den wichtigsten „Orten“ der Theologie gehören die Heilige Schrift, die Tradition, das Lehramt, die Theologie, die Zeichen der Zeit und der Glaubenssinn des Volkes Gottes. Kein Ort kann die anderen Orte ersetzen; alle brauchen die wechselseitige Unterscheidung und Verbindung ...“

Sie haben es gehört: Die Zeichen der Zeit und der Glaubenssinn der Gläubigen werden hier als legitime und wichtige Quellen der göttlichen Offenbarung bezeichnet. Das ist ein fast schon revolutionärer Ansatz, der die Volk-Gottes-Theologie des Zweiten Vatikanums nicht nur erneut unterstreicht, sondern weiterführen möchte in die Zukunft einer lebendigen synodalen Kirche.

Papst Franziskus, das wissen wir alle, verfolgt ebenfalls die Vision einer synodalen Kirche. An Pfingsten trat die neue Verfassung der römischen Kurie mit dem Titel „Praedicate evangelium“ in Kraft. Diese ist für viele ein Hoffnungszeichen, können doch nun fachlich kompetente Laien, Männer wie Frauen, vatikanische Behörden leiten. Es bleibt abzuwarten, ob dem auch Taten folgen und nichtgeweihte Männer und Frauen künftig tatsächlich die Kurie bevölkern und beleben werden. Ich persönlich bin noch ein wenig skeptisch und denke dabei auch an den weltweiten Synodalen Prozess, der 2023 in die Weltbischofssynode einmünden soll.

Ich weiß nicht, wie es bei Ihnen in der Schweiz ist. Bei uns in Deutschland wird der weltweite synodale Prozess mit durchaus gemischten Gefühlen aufgenommen. Zu viele den Menschen auf den Nägeln brennende Fragen wurden in dem römischen Fragebogen nicht gestellt, zu viele die Herzen der Gläubigen bewegenden Probleme konnten nur über die Kommentarfunktionen eingebracht werden, zu viele echte oder vermeintliche „Filtervorgänge“ wurden eingebaut, zu dominant wird am Ende auch die Rolle und Entscheidungsbefugnis der Bischöfe empfunden, und vor allem zu weit unterrepräsentiert sind die Laien und - bei aller Wertschätzung für Sr. Nathalie Becquart und Frau Professorin Myriam Wijlens - vor allem die Frauen, als dass das Volk Gottes uneingeschränkt und vorurteilsfrei hinter diesem Synodalen Prozess stünde.

Auf den deutschen synodalen Weg allerdings setzen viele weiter große Hoffnung. Sie verbinden damit die Erwartung, dass die Bischöfe im Herbst 2023 in Rom wirklich freimütige Zeugen der dort errungenen Beschlüsse sein werden. Viele wünschen sich aber auch immer drängender, dass das gesamte Volk Gottes stärker an der Entscheidungsfindung in der Bischofssynode beteiligt und dass dabei berücksichtigt werden möge, dass die Frauen über die Hälfte aller Gläubigen und weitaus mehr als die Hälfte aller ehrenamtlich Engagierten in der Kirche ausmachen. Ermutigt hat uns zu hören, dass die Schweizer Gläubigen sich u.a. klar für eine „vollständige Teilhabe von Frauen“ und eine gerechtere Inklusion wiederverheirateter Geschiedener und queerer Menschen ausgesprochen haben. Für mich gilt – was die Umsetzung all dieser Voten angeht – wie so oft das Wort des Paulus im Römerbrief (4,18), in dem er von Abraham bezeugt: „Wider alle Hoffnung hat er voll Hoffnung geglaubt.“ An dieser Hoffnung halte ich unbeirrbar fest.

Meine Damen und Herren, ich möchte das Gesagte noch einmal in sieben Punkten zusammenfassen:

- 1) Eine synodale Kirche von Morgen wird eine gottsuchende, betende, hörende und lernende sein, bevor sie eine lehrende Kirche ist. Nicht-geweihte Männer und Frauen werden dabei in entscheidendem Maße dazu beitragen, dass alle Getauften und Gefirmten sich ihrer Würde immer mehr bewusstwerden, sich Gehör verschaffen und an allen Entscheidungen angemessen beteiligt sind.
- 2) Eine synodale Kirche von morgen wird eine Kirche sein, in der angstfrei miteinander gerungen und auf faire Weise gestritten wird. Nicht-geweihte Frauen und Männer werden dabei gemeinsam mit den

Geweihten ihren Ängsten mutig ins Gesicht schauen und sie als Aufgabe betrachten, die Gott und das Leben ihnen stellt.

- 3) Eine synodale Kirche von morgen erinnert sich ihrer vielfältigen synodalen Traditionen in den Orden und geistlichen Gemeinschaften. Nicht-geweihte Männer und Frauen werden aus diesen Quellen schöpfen und ihnen je neu einen Sitz im Leben der Gegenwart geben.
- 4) Eine synodale Kirche von morgen wird Brüchen, Konflikten, Grenzüberschreitungen, ja pastoralem Ungehorsam nicht ausweichen. Nicht-geweihte Frauen und Männer werden sich selbst ermächtigen und damit immer neue Veränderungsprozesse anstoßen.
- 5) Eine synodale Kirche von morgen wird nicht nur auf die Zeichen der Zeit reagieren, sondern selbst aktiv und innovativ eine Vorreiterrolle in kirchlichen und gesellschaftlichen Fragen einnehmen. Nicht-geweihte Männer und Frauen werden dabei sensible Seismographen für solche Entwicklungen sein und diese *proaktiv* einbringen.
- 6) Eine synodale Kirche von morgen wird keine Grenzen mehr ziehen zwischen finanz- und verwaltungspolitischen Aufgaben und pastoralen Wirkungsfeldern der Kirche, sondern wird charismen-orientiert nach befähigten und berufenen Menschen aller Geschlechter Ausschau halten, die der Kirche dienen und die Gemeinden gemeinsam leiten. Nicht-geweihte Männer und Frauen werden sich aktiv an dieser Suche beteiligen und selbst für alle Dienste und Ämter zur Verfügung stehen.
- 7) Eine synodale Kirche von morgen wird das eigene Verständnis von Synodalität immer neu auf den Prüfstein stellen und weiterentwickeln. Nicht-geweihte Frauen und Männer werden dabei gemeinsam mit den Klerikern selbstkritisch immer wieder Maß nehmen am Evangelium und - wo notwendig - Kurskorrekturen vornehmen, um das Ziel einer dauerhaft verankerten, glaubwürdigen synodalen Kirche im Blick zu behalten.

Bevor ich nun endgültig zum Ende komme, sehr verehrte Zuhörer*innen, möchte ich Ihnen noch ein letztes Mal Anteil geben an der klösterlich-monastischen Tradition. In der Überlieferung der Apophthegmata, der Worte der Wüstenväter und Wüstenmütter, gibt es die Tradition, dass ein Mensch kommt und sagt: „Amma, Abba, gib mir ein Wort!“ Die geistlichen Mütter und Väter hätten sich gehütet, je vorher von sich aus zu sprechen oder gar zu belehren. Die fragenden und suchenden Menschen erwählten sich also ihre Seelsorgerin oder ihren Seelsorger selbst und ließen sich fortan von ihnen führen und begleiten.

Das ist ein völlig anderer Denkansatz als die Vorstellung, Seelsorgerin oder Seelsorger durch Dekret einer kirchlichen Behörde zu werden. Wir Ordensleute erleben, dass diese ursprünglich monastische Praxis heute auch über die Grenzen der Kirchen hinaus wieder vielfach geschieht. Der amtlichen Kirche ist das bisher kaum im Blick. Wäre diese Entwicklung es aber nicht wert, mehr beachtet und intensiver gewürdigt zu werden? Zeigt sich in ihr nicht eine ganz andere Art von Amtsverständnis und Amtsausübung.

Strahlt hier nicht vielleicht schon die Vision einer synodalen Kirche von *übermorgen* auf, in der die Frage nach nicht-geweiht und geweiht sich gar nicht mehr stellt? Für mich ja!

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, gratuliere der RKZ noch einmal zu ihrem Jubiläum und wünsche Ihnen für die Zukunft Gottes reichen Segen.

Sperrfrist: 24.06.2022, 15.00 Uhr